

(Nachdruck verboten.)

19) Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Franko.

Der Sturm legte sich, das Ungewitter verhallte. Die Liebe zur Frau und zur Familie, der Glaube an das Edle in der menschlichen Seele hatten dem wüthenden Anprall getrotzt und waren siegreich hervorgegangen. Der Hauptmann beruhigte sich vollends: Von dem ganzen Sturm in seinem Inneren war ihm nur ein Gefühl großen Leidens geblieben wegen der gemeinen, neidischen, böshafte Menschen, die mit dem Geifer ihres Neides diejenigen bespritzten, die hoch über ihr moralisches Niveau emporragten. Ein edler Zorn, Entzürstung war in seinem Herzen geblieben, gegen Redlich hauptsächlich, gegen den Freund, der sein ganzes Vertrauen besaß und es so abscheulich mißbraucht hatte. Jetzt empfand er es deutlich; wenn er morgen Redlich Aug' im Auge gegenübersteht, und der Gegner ihn nicht beim ersten Schuß todt niederstreckt, so wird seine Hand nicht beben, er wird Rache üben, entschiedene, vollständige und unabwendbare Rache für die Verunglimpfung der Heiligkeit seines häuslichen Herdes.

Der Klang der Stadtuhr, die nach einander 1 Uhr schlugen, unterbrach sein Sinnen. So spät schon! Angela wartet wohl noch, ist unruhig. Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte seine Brust; er liebte sie in diesem Augenblick mehr als alles in der Welt, mehr als sein Leben, seine Ehre. Doch er wußte auch, daß er jetzt ihr Gesicht nicht sehen konnte, noch durfte. Sieben Stunden trennten ihn noch von dem Augenblick, der über Leben und Tod entscheiden sollte. Das Duell mit Redlich war unvermeidlich. Und die Begegnung mit Angela konnte ihm in seinem Vorhaben wankend machen. Nein, nein, morgen muß er ruhig, muthig sein, auf alles vorbereitet, mit seinem Gedanken und Gefühlen in Ordnung. Der Anblick Angela's und der Kinder konnte ihn wieder aus dem Gleichgewicht bringen. Wenn er mit dem Leben davonkommt, so wird er sie ohnehin morgen sehen, wird ihnen einige Stunden tödtlicher Angst und Ungewißheit ersparen. Fällt er aber, so werden sie es noch immer zeitlich genug erfahren. Festiges Schmerzgefühl durchdrang ihn, als er daran dachte, daß er sterben könnte ohne diejenigen wiederzusehen, die er so heiß liebte, für deren Ehre und guten Namen er sein Leben aufs Spiel setzte. Er fürchtete nicht den Tod. Nur das Bewußtsein, daß er sterben konnte, dort in den einsamen vier Wänden der Reitschule, so nahe von Frau und Kindern, und für sie so unerwartet, die Gewißheit ihres Schmerzes, ihrer Thränen, das Waisenloos, das ihrer nach seinem Tode wartete — nur das allein machte ihn untröstlich. Doch trachtete er, solche traurigen Gedanken von sich fern zu halten, und versuchte, sich einzureden, daß der Gegner entweder gar nicht erscheinen, oder vor dem Zweikampfe die Verleumdung zurücknehmen, oder endlich im Bewußtsein seines schlechten Gewissens fehlschießen werde. Er betrachtete diesen Zweikampf als ein Gottesurtheil zwischen ihm und jener Schaar der elenden, aus ihm unbekanntem Gründen gegen sein Glück verschworenen Menschen.

So kam er in Gedanken bis auf den Ringplatz, wo trotz der späten Stunde und des schlechten Wetters so manche Nachtvögel, Restaurations- und Wirthshaus-Gewohnheitsgäste, einzeln oder in Gruppen vorübergingen, mit lautem Gespräch und noch lautere Schlächter. Der Hauptmann fühlte Hunger und Müdigkeit. Sein nächster Gedanke war, in die erste beste Restauration oder Bierhalle, die noch offen stand, einzutreten. Schon war er in die Vorhalle, die zu einer Restauration führte, getreten, als er plötzlich wieder umkehrte und auf den Ringplatz zurückging. Er erinnerte sich, daß er jetzt in einem jeden dieser Nachtlokale eine große Anzahl Offiziere finden würde. Sie sehen, begrüßen, mit ihnen sprechen, konnte er jetzt um keinen Preis. Und — wer weiß — er mußte vielleicht neue Beschimpfungen und Erniedrigungen erleiden, die ihm seine mit so schwerer Mühe errungene Ruhe rauben würden. Nein, nein, um nichts in der Welt würde er jetzt in eine Restauration gehen.

Die Begegnung mit Offizieren, die hier und da in lärmenden, lachenden Gruppen vorübergingen, ängstlich vermeidend, ging der Hauptmann ins Englische Hotel, ließ sich dort ein Zimmer geben, das Nachtmahl und eine Flasche Wein

heraufbringen, wie auch einige Bogen Papier und Tinte und Feder. Nachdem er sich gekräftigt, schrieb er Abschiedsbriefe an Frau und Kinder. —

Angela war nach dem Weggehen ihres Mannes ganz ruhig, sie freute sich sogar. Sie war überzeugt, daß der Hauptmann sich nach dem Generalkommando begab, um sein Demissionsgesuch einzureichen, und sie empfand große Erleichterung bei dem Gedanken, daß er morgen schon, übermorgen, oder höchstens in einigen Tagen die Uniform für immer ablegen wird, diese Uniform, die ihn einst so verlockend in ihren Augen gemacht hatte. Sie wußte, daß er schon wegen dieser Uniform, wenn nicht aus anderen Gründen, gezwungen sein würde, die Gesellschaft anderer Offiziere aufzusuchen, und wie gefährlich diese Gesellschaft werden konnte, das bewies am schlagendsten der heutige Besuch Redlich's. Angela schauderte bei der bloßen Erinnerung an diesen Besuch und seine möglichen Folgen. Dieser einfältige Holzklotz! Warum mußte er hereinsfallen? Warum konnte er in seinem verstockten Gehirn keine Spur von Höflichkeit finden, warum stellte er sich wie ein gereizter Bär gleich auf die Hinterfüße!

„O, wie ich sie alle hasse, wie ich sie hasse!“ kispelte Angela mit zusammengepreßten Zähnen, indem sie an die bleierne Atmosphäre dachte, die nach Redlich's Fortgehen im Speisezimmer geherrscht, an den kalten Angschweiß, der ihre Stirn bedeckte, und an die unmensliche Anstrengung, die sie aufwenden mußte, um ihre Bewegung zu bekämpfen und ihrem Name ganz ruhig, naiv und ahnungslos zu erscheinen.

Aber nun wird sie eine Kompromittirung durch Leute, wie Redlich, nicht lange mehr zu befürchten haben. Ihre starke Willenskraft und die Liebe zu ihrem Manne werden das Damoclesschwert entfernen, das über ihren Häuptern schwebt.

Ihre wunderbaren Augen erglänzten im Feuer wirklicher Freude bei dem Gedanken, daß sie beide nun bald weit, weit weg von diesem Orte, draußen auf dem Lande leben werden, in einem versteckten Gebirgswinkel, in ihrem eigenen Meierhof, auf eigenem Grund und Boden, wo sie endlich frei aufatmen und alles, was geschehen, vergessen wird, wo sie alle Schrecknisse, die sie durchmachen mußte, mit der Wurzel aus ihrer Seele reißen und sich ganz der Liebe und ihrem häuslichen Herde widmen wollten.

Mit der Elastizität, die allen energischen, vollblütigen Naturen eigen, verjagte Angela aus ihrer Seele bald alle unangenehmen und schweren Eindrücke des heutigen Tages und machte sich mit ihrer gewöhnlichen täglichen Beschäftigung im Hause zu schaffen. Sie untersuchte die Kinderkleidung, stückte hier etwas zusammen, nähte dort einen Knopf an, ließ da einen Fleck ausputzen. Nun kommt Anton bald nach Hause, man muß Kaffee und Nachtmahl vorbereiten.

Bald kamen die Kinder aus der Schule und brachten auf einer erquickenden Luftwelle heitere Stimmen, Lachen und Gepolter mit herein. Angela half ihnen beim Ausziehen, plauderte und lachte mit ihnen, als wäre sie selbst ein Kind, gab ihnen zu essen und nahm dann Zimmergymnastik mit ihnen vor. Dann hieß sie die Kinder sich an die Bücher machen und ging selbst in die Küche hinaus, um Marie bei der Bereitung des Kaffees behilflich zu sein.

Anton kam nicht; gewiß lud ihn der General, der ihm sehr gewogen war, zu sich, als er erfuhr, daß er die Absicht habe, den Dienst zu quittiren; und nun wird er ihm wohl zureden, daß er sich den Gedanken aus dem Sinn schlage, verspricht ihm baldiges Avancement, Erhöhung der Gage. Nun, eine größere Pension wäre allerdings keine üble Sache. Gehörten sie doch durchhaus nicht zu den Reichen, obwohl sie dank ihrer Bemühungen und Anstrengungen auch nicht als arm gelten konnten. O, Armuth, Elend, das waren für sie die fürchterlichsten Lebensjuxen! Diese Juxen zu beschwören, sie von ihrem häuslichen Herd fernzuhalten, dafür hatte sie so viel, ach so viel geopfert! Anton hat keine Ahnung davon, möge er es auch nie erfahren! Er liebt sie so heiß, so leidenschaftlich — das hatte sie gleich erkannt. Er sieht ihre Liebe, hat Vertrauen zu ihr und ist sicher, daß sie nicht zur Verwätherin an ihm geworden. Und er täuscht sich nicht darin, denn sie blieb ihm treu, nicht für einen Augenblick hatte sie die ihm zugeschworene Treue gedrohen, selbst in Gedanken

nicht. Und dennoch, wenn dieser ehrliche, sentimentale Anton alles erfahren würde, wer weiß, was geschehen könnte! Wer weiß, ob er . . .

Angela schüttelte den Kopf, sie wollte den Gedanken nicht zu Ende denken. Was thut's? Ich blieb ihm treu, und dieses Bewußtsein verleiht mir Kraft. Ich habe meinen Schwur nicht gebrochen, und so kann mich in dieser Hinsicht kein Vorwurf treffen. Und das andere? Nun, wer weiß, wie das sich noch gestaltet. Uebrigens kann man die Sache von verschiedenen Standpunkten aus betrachten. Wenn ich nur Zeit gewinne! Wenn ich nur von Lemberg, von dieser Gesellschaft, von dieser Umgebung fortkomme, das übrige wird sich finden! (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Hasel.

Noch scheint die höhere Pflanzenwelt im Winter Schlaf zu liegen. Nahl und nackt starrt uns noch Baum und Strauch im Laubwald entgegen, und wenn die Sonne auch golden blinkt, sie vermag doch nicht das lichte Frühlingsgrün an Zweig und Ast hervorzuzaubern. Doch halt, was ist das? Dort drüben am Rain an dem hellbraun-grünen Strauchwerk schwingt es in langen, graugrünen Troddeln hin und her, und kleine Wolken von gelbem Blütenstaub puffen aus ihnen wirbelnd hervor. Es ist kein Zweifel, nun will es Frühling werden: Die Hasel säubt! Die Hasel säubt!

Die Hasel gehört zu den Gehölzen, die sich immer einer besonderen Werthschätzung erfreut haben. Von ihr sang Virgil:

Herkules for die Pappel zur Freude sich, Bacchus die Rebe,
Myrthengebüsch die holde Cyther und den Lorbeer Apollo;
Phyllis erkor sich die Hasel; so lange als Phyllis sie liebet,
Geht die Myrthe der Hasel nicht vor, noch der Lorbeer Apollon.

War sie doch den Göttern des Ackerbaues und Feldsegens geweiht, und ihre Rüsse warf man an den Cerealien und Saturnalien unter die festlichen Schaaren.

Noch höher stand die Hasel in Ansehen bei den germanischen Völkern der Vorzeit. Sie war dem Donnergott, dem Donar, heilig, der zugleich ein Gott der Fruchtbarkeit und des Erntesegens, auch ein Schirmherr der ehelichen Liebe war. In der harten Schale der Nuß ruht der süße Kern, der Auserziehung harrend, neues Leben und Wachsthum verheißt. So ward die Hasel den germanischen Völkern ein Sinnbild des Frühlings, der schöpferischen Kraft und des unversiegbaren Lebens. In pommerschen und fränkischen Gräbern fand man in den Händen einiger Skelette Hasel- und Walnüsse.

Wie die Griechen und Römer, so dachten sich auch die alten Germanen die Sträucher und Bäume von weiblichen Gottheiten bewohnt. Dieser Anschauung entspringt die Anekdote „Frau“, die sich, wie bei der Eiche und Linde, so auch bei der Hasel findet. Wenn es sich nicht vermeiden ließ, einen Haselstrauch abzuhauen, so bat man demüthig „Frau Hasel“ um Verzeihung. Mit den geweihten Haselstöcken steckte man einst die Saatselder, die Gerichtsplätze und die Wahlstätten für den Zweikampf ab, zum Zeichen, daß sie dem gemeinen Gebrauch entzogen und von keinem Anderen zu betreten seien.

Diese Heilighaltung der Hasel in der germanischen Vorzeit klingt noch jetzt vielfach im Volksglauben nach. In Tirol schneidet man am Tage von Maria's Heimsuchung Haselzweige ab und steckt sie zum Schutze vor dem Bliß — eine deutliche Erinnerung an den Donnergott Donar — in das Bett, vor das Fenster oder in die Balken des Daches. Im Schwarzwald schreibt man den Haselsteden eine besondere Wirkung gegen Schlangen zu, die Hasel selbst birgt eine geheimnißvolle Schlange, den weißen Haselwurm, der eine Krone auf dem Kopfe trägt. Wer den Haselwurm mit Hilfe eines Haselstodes, auf dem eine Mistel gewachsen ist, fängt, der gewinnt die Weisheit Salomons', kann sich unsichtbar machen, hört die Kräuter reden und sagen, wozu sie gut sind. Wie erwähnt, war Donar aber nicht nur der Gott des Donners, sondern auch des Erntesegens. Da ihm die Hasel geweiht war, mußte sie also auch auf das Gedeihen der Felder und Heerden einen wohlthätigen Einfluß ausüben. Auch an diese Deutung erinnern noch mannigfache Bräuche. Wenn ein Stück Vieh von Unholden geplagt wird, so muß der Eigenthümer am Charfreitag vor Sonnenaufgang zu einem Haselstrauch gehen, mit drei Schnitteln daraus gegen Sonnenaufgang einen Stecken schneiden, denselben unbefrucht nach Hause tragen und ihn dort verbergen. Wird das Thier wieder von bösen Geistern geplagt, so muß der Besitzer dreimal in den drei höchsten Namen um das Thier herumgehen, den Hut ablegen und darauf mit dem Stecken schlagen. Dann treffen die Schläge die bösen Geister! Um das Getreide vor Schaden zu behüten, legt man drei Kreuze von Haselzweigen auf den Boden der Scheune und wenn man beim ersten Austreiben des Viehes einer Kuh über den Rücken streicht, nimmt man anderen Kühen zu gunsten der eigenen die Milch.

Am wichtigsten für die Gegenwart ist es aber jedenfalls, daß man sich aus dem Haselstrauch die Wünschelrute anfertigen kann. Da leicht hier und da der Wunsch austanzen könnte nach dem Besitze eines solchen brauchbaren Zaubermittels, so seien großmüthig die näheren Vorschriften für seinen Erwerb mitgetheilt. Der gabel-förmige Stock muß in der Johannis-Mitternacht, in Tirol aber am

neuen Sonntage, in Schwaben in der Charfreitagnacht um zwölf Uhr geschnitten werden, und zwar in Tirol mit einem neuen Messer und so, daß man rücklings auf den Strauch zugeht, den Stock zwischen den Beinen durchzieht und ihn unter Beschwörungsformeln abschneidet. Beim Abschneiden wird in Schwaben gesprochen: „Gott grüße Dich, Du edler Zweig! Mit Gott dem Vater suchte ich Dich, mit Gott dem Sohne fand ich Dich, mit Gott dem Geiste schneide ich Dich. Ich beschwöre Dich, Ruthe, daß Du mir wollest zeigen, was ich Dir gebiete!“ Um die Ruthe zauberkräftiger zu machen, steckt man sie dann noch einem Läufling ins Kleidchen, wie in Mecklenburg, in der Mark und im Harz, und läßt sie auf diese Weise mit-tausen. In Tirol tauft man sie auf den Namen der heiligen drei Könige. Soll sie zum Suchen der Goldadern verwendet werden, so erhält sie den Namen Kaspar, ist sie zum Auffpüren von Silber bestimmt, so nennt man sie Balthasar, und soll sie endlich eine Wasserader auffinden helfen, so bekommt sie St. Melchior zum Namenspatron.

Eine andere sehr schätzenswerthe Ruthe, die nämlich die Eigenschaft besitzt, daß man mit ihr einen Abwesenden prügeln kann, wenn man damit in die Luft schlägt und den Namen des theueren Freundes nennt, kann man sich nach dem Volksglauben in Westfalen und anderen norddeutschen Gegenden ebenfalls aus dem Haselstrauch in der Johannisnacht ausschneiden. In Westfalen gelten hierfür folgende Vorschriften: „Merke, wenn der Mond neu wird an einem Dienstag, so gehe von der Sonnen-Aufgang aus, tritt zu einem Stecken, den du dir zuvor ansehen hast, stelle dich mit dem Gesicht gegen der Sonnen-Aufgang und sprich die Worte: Steck, ich greife Dich an im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes. — Nimm dein Messer in die Hand und sprich wiederum: Steck, ich schneide Dich im Namen etc., daß Du solst gehorsam sein, welchen ich prügeln will, wenn ich einen Namen antrete. Darauf schneide an zwei Orten am Stecken etwas weg, damit du diese Worte darauf schreiben, stechen oder schneiden kannst: Abia, Obia, Sabia. — Lege nun einen Kittel auf einen Scherhaufen, schlage mit deinem Stecken wader auf den Kittel und nenne des Menschen Namen, welchen du prügeln willst, so wirst du denselben ebenso hart treffen, als wenn er selbst darunter läge, da er doch oft viele Meilen Weges von dem Orte ist. Statt des Scherhaufens thut's auch die Schwelle unter der Thür.“ Diese Vorschriften werden in der vertrauensvollen Erwartung mitgetheilt, daß die geneigten Leser die Probe auf die Verwendbarkeit des weitreichenden Haselsteden nicht auf den Verfasser dieser Blauderei machen . . .

Wie für die Ernte-Ansichten der wichtigsten Kulturpflanzen, so hat die Erntefähigkeit der Hasel der reinende Bauernverstand nicht verabsäumt, bestimmte Regeln aufzustellen. In Sachsen sagt man:

„Je mehr es regnet, sag' ich Dir,
Auf Sankt Johannis, glaube mir,
Je weniger die Haselnüß' gerathen —
Dann magst Du Dir wohl Zwiebel braten,
Oder magst Rüben dafür essen
Und der Haselnüß' vergessen.“

Und am Rhein heißt es:

„Margarethe naß, giebt für die Vaden
Nur hohle Haselnüsse zu knaden,
Auf Margarethe Regen und Sturm,
Bringt der Haselnuß den Wurm.“

Aus der gemeinen Hasel hat man im Laufe der Zeit verschiedene Kulturformen gezogen. Im vorigen Jahrhundert erkreute sich die Zeller Haselnuß, die beim Kloster Zell in Franken gewonnen wurde, eines besonderen Rufes. Sie war doppelt so groß wie die gemeine Haselnuß. Später wurde sie durch die rundliche Bamberger Haselnuß verdrängt. Ebenfalls rundlich und nur am oberen Theil etwas eckig sind die italienischen, römischen oder Lyoner Haselnüsse, die aus Norditalien, aus Südfrankreich und Spanien zu uns kommen. Die Lambertnuss gleicht der Zeller. Sie hat ihren Namen von der sehr langen, eingeschnürten und am oberen Ende geschlitzten Fruchthülle, die der Volksmund als Langbart bezeichnete, woraus dann durch Verstümmelung Lambertnuss entstand. Große Kulturen befinden sich in Böhmen auf den Schwarzenbergischen Gütern und in Kalsot bei Meuding.

Der Handelswerth der Haselnuss bezieht sich auf hunderttausende, wovon allerdings der größte Theil ins Ausland geht. Auch sonst wird die Hasel vielfach verwendet. Man gebraucht ihre Holzkohle als Reiskohle zum Zeichnen, benützt sie zur Herstellung des Schießpulvers, verarbeitet ihr Holz zu Schutzhüllen, verwendet sie als Flechtwerk und Reifen. —

Theo Seelmann.

Kleines Feuilleton.

—o— Im grauen Saal. „Ich bitte den hohen Gerichtshof, die Strafe zurückzunehmen. Wenn ich die vier Monate verbüßen soll, bin ich vollkommen ruiniert. Hoher Gerichtshof! Erlassen Sie mir die Strafe! Wenn ich jetzt freigesprochen werde, brauche ich nicht mehr betteln zu gehen. Mein Bruder hat mir geschrieben, er hätte in Breslau eine Stelle für mich, die ich trotz meiner schwachen Brust noch ganz gut versehen könnte. Wenn ich aber nicht zurzeit hinkomme, bin ich wieder ohne Anhalt. Lassen Sie mich frei, damit ich wieder ehrlich arbeiten kann! — Ich hätte ja nicht gebettelt,

wenn ich nicht das Reisegeld hätte haben müssen! Und so leicht bekomme ich ja keine Stelle, weil ich so schwach bin und so lange im Krankenhause war. Wenn Sie mich verurtheilen, hoher Gerichtshof, ist mir meine Zukunft verdorben.“

Der Angeklagte mußte husteln. Er blickte unruhig vom Staatsanwalt nach dem Tisch der Richter, dann wieder nach dem Staatsanwalt und wieder nach dem Tisch der Richter.

Der Vorsitzende hat zum Schluß der Rede des Angeklagten fragend aufgeblickt. Sein frisches Gesicht erhob sich von dem vergilbten Aktenbündel, das vor ihm auf dem Tische lag. Es war, wie wenn die Außenwelt einen Strahl hereinwerfe in das Gerichtszimmer, so freundlich sah das Gesicht mit dem hellen Augenpaar zwischen den schwarzen Talarträgern hervor, die regungslos an der grau getünchten Wand saßen. Einen Augenblick hörte man nur das Rascheln der Feder des Gerichtsschreibers, der ebenfalls schwarz verhüllt an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern saß, durch die das sahle Vormittagslicht nur spärlich schien. Es war, wie wenn das Licht vergillert wäre, so dünn drang es herein. Es kam nicht einmal so stark bis zum Hintergrund, daß des Staatsanwalts Gesichtsausdruck zu erkennen war, als er sich erhob und, die rechte Hand ein wenig hebend, sagte: „Ich ersuche, die Berufung zu verwerfen, da der Angeklagte selbst eingestanden hat, daß er bettelte.“

Weiter sagte er nichts.

Der Angeklagte wußte nicht, ob der Staatsanwalt so wenig sagte, weil er sicher war, daß die Berufung verworfen, oder weil er glaubte, daß der Angeklagte bestimmt freigesprochen würde.

Der Vorsitzende mit dem freundlichen Gesicht stand auf und ging mit den Schöffen in das Beratungszimmer. Er kam bald wieder. Die Dämmerung schien durch die zurückkehrenden schwarzen Talar noch dichter, die Gegenstände und Gestalten noch undeutlicher, die graue Farbe der Wände noch finsterner zu werden.

Nur das Gesicht des Vorsitzenden sah frisch und hell aus, als er sagte: „Die Berufung ist verworfen. Der Angeklagte muß seine Strafe sofort antreten.“

— **Der Eiffelturm — in Blau.** Der „Moniteur des Expositions“ theilt mit, daß zur Weltausstellung von 1900 bedeutende Veränderungen am Eiffelturm vorgenommen werden sollen, sowohl im Innern wie im Aeußern. Der ganze Turm, der jetzt rostroth angestrichen ist, soll eine staubblaue Farbe erhalten, wie sie die Eisentkonstruktionen des Palais des Beaux-Arts und des Palais des Arts-Libéraux auf dem Marsfelde aufweisen. Man verpricht sich von diesem Anstrich einen großen Effekt, denn der Turm wird sich dann vom Himmel markanter abheben und noch majestätischer erscheinen. Die Arbeit wird keine leichte sein und wenigstens 6 Monate in Anspruch nehmen. Sie soll über 100 000 Franks kosten.

— **Lehrereleid in Spanien.** Im Hospital zu Lorca (Provinz Murcia) ist soeben ein Lehrer vor Hunger gestorben, weil die Gemeinde ihm seit Jahren seinen Gehalt vorenthält. In Coy (Lorca) ist die Frau eines Lehrers thatsächlich verhungert, während ihr Gatte in den Straßen von Murcia, wohin er sich zu Fuß begeben hatte, bettelte! Die Gemeinde von Lorca schuldet ihren 35 Lehrern gegenwärtig mehr als 75 000 Duros (300 000 M.), im Durchschnitt jedem einzelnen annähernd 9000 M.; seit dem 1. Juli wurden den Hungerkandidaten im ganzen nur drei Monate ausgehändigt. — Dagegen hat ein Stierkämpfer, den man dieser Tage begraben hat, ein Vermögen von mehreren Millionen hinterlassen.

Literarisches.

— **Die literarischen Erscheinungen des deutschen Buchhandels** haben im Jahre 1897 die Zahl derjenigen des vorhergehenden Jahres um über 500 übertroffen. Die betreffenden Ziffern stellen sich nach der soeben von der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig mitgetheilten systematischen Uebersicht über die neuen Erscheinungen des vergangenen Jahres auf 23 861 gegen 23 389. Die meisten Wissenschaften sind an dieser Erhöhung der literarischen Erzeugung beteiligt; Ausnahmen machen davon die Rechts- und Staats-Wissenschaft, die von 2345 auf 1946 neue Erscheinungen in 1897 herabgegangen ist, die Medizin ging von 1545 auf 1521 herunter, die Natur-Wissenschaften von 1268 auf 1255, die Sprach- und Literatur-Wissenschaft von 1627 auf 1493, die Kriegs-Wissenschaft von 624 auf 594. Wie stets, so schoß auch 1897 die Literatur über Erziehung und Unterricht, welcher Abtheilung auch die Jugend-schriften zugezählt werden, in der Ueberproduktion des deutschen Buchhandels den Vogel ab. Nicht weniger als 3701 neue Nummern umfaßt dieses Verzeichniß, gegen 3515 im Jahre 1896. Dieser Abtheilung folgt dieses Mal die schöne Literatur mit 2949 neuen Erscheinungen, die Theologie mit deren 2180 und die Rechts- und Staats-Wissenschaft mit 1946 neuen Werken. Deutschland marschirt in bezug auf die Zahl der literarischen Erscheinungen seit Jahrzehnten an der Spitze der Nationen. In Frankreich erscheint jährlich nur wenig mehr als die Hälfte der in Deutschland herauskommenden Werke, in Rußland und in Italien erreichte die literarische Erzeugung noch nicht die Hälfte der deutschen und in England kaum den dritten Theil. In der Zahl der periodischen Veröffentlichungen wird Deutschland nur durch die Vereinigten Staaten mit ihrer riesigen Entwicklung des Zeitungswesens übertroffen. Die jährliche Erzeugung von literarischen Werken, ohne die periodischen, auf der ganzen Erde dürfte auf 70—80 000 sich belaufen.

Kulturhistorisches.

— **Papier aus Baumwolle und Flach.** Als das aus den bastartigen Säulen der Papyrusstaude verfertigte Papier im

Mittelalter immer seltener und theurer wurde, fing man an, Papier aus Baumwolle herzustellen, und im 11. oder 12. Jahrhundert hatte dieses den Papyrus vollständig verdrängt. Erst nach dem Baumwoll-Papier wurde das Papier aus Leinwolle (Lumpen) erfunden. Seine Einführung in Deutschland wird im allgemeinen in das vierzehnte Jahrhundert gesetzt. Die ältesten deutschen Urkunden, die auf Finnenpapier geschrieben sind, befinden sich im Stadtarchiv zu Kaufbeuren und stammen aus dem Jahre 1324. In Spanien findet man vor 1367 kein Lumpenpapier in den Archiven. Daß aber die Erfindung dieses Papiers doch beträchtlich weiter zurückgeht, ist jetzt durch die Untersuchung einiger alten Manuskripte bewiesen worden, die von Frau Gibson und Frau Lewis 1897 in Kairo entdeckt wurden. Es ist ziemlich sicher, daß sie aus dem Genizeh oder der Kumpellammer der Synagoge in Alt-Kairo stammen, deren Inhalt durch Schechter nach Cambridge gebracht wurde. Die Schrift ist hebräisch, der Inhalt betrifft gesekliche Dinge. Frau Gibson übergab Papierstücke dieser Manuskripte (vier an der Zahl) zur Untersuchung dem Botaniker Professor Marshall Ward in Cambridge und theilte ihm mit, daß sich als Ursprungsjahr der Schriften mit Sicherheit das Jahr 1038 feststellen lasse. Durch Schechter erhielt dann Marshall Ward noch ein fünftes Bruchstück ähnlichen Papiers. Bei der Prüfung dieser fünf Proben fand er, daß sie aus Flach oder einer ähnlichen Pflanzensaser bestanden, worauf er durch Fräulein Dawson in seinem botanischen Laboratorium eine der Papierproben genau untersuchen ließ. Es stellte sich heraus, daß das Papier thatsächlich aus Bastfasern des Flachses hergestellt war. Die Schichten des Papiers scheinen nicht zusammengewoben, sondern mittels Stärkekleister zusammengeklebt worden zu sein. Jedenfalls ist aber die Herstellung von Papier aus Fasern des Flachses, der übrigens den alten Ägyptern, Chaldäern und Hebräern als Nutzpflanze wohl bekannt war, bereits im Jahre 1038 ausgeübt worden.

(„Tägl. Rundsch.“)

Aus dem Thierreiche.

— **Das Leben der Protozoen oder Urthiere** behandelte jüngst im Verein zur Förderung des Naturhistorischen Museums in Köln Oberlehrer Dr. Janfon in einem Vortrag. Die „Köln. Ztg.“ bringt darüber folgenden Bericht: Die Urthiere sind meist mikroskopisch kleine Wesen, die aus einer einzigen Zelle bestehen. Diese einzige Zelle, ein Protoplastenklümpchen, muß alle zum Dasein nöthige Arbeit verrichten; sie muß atmen und ernähren, sie sorgt für die Fortbewegung, für die Empfindung, für den Schutz des Thieres und endlich für die Vermehrung, Dinge, für die bei den höher organisierten Thieren komplizierte, aus tausenden von Zellen bestehende Organe vorhanden sind. Wie diese eine Zelle all die Arbeit in der einfachsten Art und Weise verrichtet, zeigte der Vortragende in eingehender Weise an dem niedrigsten dieser im System am tiefsten stehenden Thiere, dem einfachsten thierischen Lebewesen, das wir kennen, dem sog. Weichselthierchen (Amoeba). Die nächsten Verwandten des Weichselthierchens haben schon einen Schutz nöthig; sie bauen sich dadurch, daß die Zelle kohlenfauren Kalk nach außen absondert, eine Schale, die meist aus mehreren Kammern besteht. Zu ihnen gehören fast alle im Meere lebenden Foraminiferen. Die Kalkschalen dieser Thiere bedecken den Meeresboden oft meilenweit viele Meter hoch. Die Foraminiferen haben infolge ihrer ungeheuren raschen Vermehrung manches Gestein gebildet, so die Kreide, Kalkstein u. a. Weiterhin wurde der überaus zierliche Bau der Strahlthiere oder Radiolarien geschildert, deren Kieselgerüst oft geradezu entzückende Formen aufweist. Auch sie leben alle im Meere und auch ihre Skelette können gesteinsbildend auftreten. Eine andere Art der Urthierchen, die sogenannten Infusorien oder Aufgushiere, bevölkern unsere Teiche und Wassergräben und können durch ihre massenhafte Vermehrung ganze Gewässer grün oder braun färben. Auch sie zeigen einen höchst merkwürdigen Körperbau; mit Hilfe ihrer Wimpern vermögen sie sich sehr geschickt durch das Wasser zu bewegen. Einige von ihnen bilden Kolonien und bedecken oft im Wasser befindliche Steine oder Thiere wie mit einem dichten Schimmelüberzug. Nachdem die Geißelthiere oder Flagellaten, die von den Zoologen, aber wegen ihres Chlorophylls auch von den Botanikern beansprucht werden, in ihrer Eigenart geschildert waren, wurden noch die Gregarinen erwähnt, parasitisch lebende Urthiere, die auch in den rothen Blutkörperchen malariakrankter Menschen gefunden werden, ohne daß man etwas genaueres über den ursächlichen Zusammenhang dieses Auftretens mit der Krankheit selbst weiß. Abgesehen von diesen letzterwähnten Vertretern sind die Urthiere nützlich: sie sorgen für die Reinhaltung unserer Teichwässer, die ohne sie bald in Fäulniß gerathen würden, und bilden auch für viele andere Thiere, z. B. junge Fische, oft die einzige Nahrung.

Aus dem Pflanzenleben.

— **Das Färben lebender Blumen.** Lebende Blumen können leicht mit wasserlöslichen Farbstoffen, wie Anilinfarben-Auflösungen gefärbt werden, wenn man ihre abgetrennten Stengel hineinstellt, und der Färbungsvorgang bietet dann, abgesehen von dem überraschenden Endergebnis, auch ein wissenschaftliches Interesse. William Brockbank berichtet in „Gardener's Chronicle“ über seine im Verein mit W. Dorrington angestellten Versuche unter anderem folgendes: Scharlach-Anilin, in Wasser gelöst, erzeugt eben so schnell rothe Blumen aller Töne wie Indigo-Carmin blaue, beide vereint alle Mischungen von Purpur bis Violet

Maisköpchen färbten sich in sechs Stunden blau oder roth, weiße Narzissen brauchten zwölf Stunden, ehe sie in tiefstem Purpur prangten, obwohl hellere rothe Töne früher antraten. Gelber Anghedelus bekommt in zwölf Stunden dunkle Scharlachstreifen, schneller färbten sich Cyclamen, Schneeglöckchen, Hyazinthen, Christrosen, Salomons-Siegel, Tulpen u. a.

Die Farbe steigt in den Gefäßen des Stengels empor, wie man deutlich mit starker Lupe erkennt. Aber auch Hyazinthen und Narzissen mit Wurzeln färbten sich in der Farberdbeere, die in den parallelen Saftgefäßen aufsteigt und bis zum Rande der Blumen geht, wo sie oft eine dunklere Färbung erzeugen, weil sich dort die Gefäße verzweigen. Ebenso färbten sich die Pistille dunkler. Abgeschchnittene Tulpen nehmen den Anschein herrlicher, gekammter Sorten an und merkwürdig ist, daß die drahtdünnen Stengel von Lapageria den Farbstoff leichter aufsaugten und schon nach vier Stunden mit rother Ausrüstung zart roth geaderte Blumen ergaben, während die dicken Stengel von Eucharis americana den Farbstoff zwar aufnahmen, aber nicht bis in die weißen Blumen führten. Bei vielen Blumen färbten sich nicht alle Theile gleichmäßig, so bei Abutilon nur die Kelchblätter, aber nicht die Blumenblätter; bei anderen tritt eine zierliche, nicht bei der natürlichen Blume erkennbare Aderung auf, z. B. bei Schneeglöckchen und Christrosen (Helleborus niger), wo die Aderung sich nehmlich ausbreitet. Auch weiße Kamelien, Flieder, Primeln und andere Blumen nehmen leicht die Farben an und ergeben für Tafelaufzüge Blumen, wie sie nie in der Natur durch Gärtnerkunst zu erreichen waren, z. B. blaue Tulpen. Auch Pflanzen mit weißbunten Blättern, wie Ephen, geben häßliche Wirkungen. Es scheint nicht, daß so gefärbte Blumen irgend schneller welken als andere. Durch Eintauchen der Blume in die Farbenlösung können diese Färbungen nicht erzielt werden. — („Prometheus.“)

Aus dem Gebiete der Chemie.

6. Der wichtigste Bestandtheil der Erde ist, wenigstens für den Menschen und die gesammte übrige Lebewelt, ohne Zweifel der Kohlenstoff, womit nicht gesagt werden soll, daß nicht auch verschiedene andere Elemente, besonders der Sauerstoff und der Wasserstoff für das Thier- und Pflanzenleben unentbehrlich sind. Es giebt keinen Organismus, an dessen Zusammensetzung der Kohlenstoff nicht theilhaftig wäre. Der menschliche Körper besteht zum achten bis fünften Theil aus diesem Elemente. Das Holz der Pflanze enthält 50 pCt. Kohlenstoff, und eine gute Steinkohle, die bekanntlich aus der Zerstörung von Pflanzen hervorgegangen ist, enthält etwa 1/3 ihres Gewichts an Kohlenstoff. In der Atmosphäre der Erde sind ungeheure Mengen dieses für sich allein einen festen Körper darstellenden Elements aufgespeichert, wo es mit Sauerstoff zusammen die gasige Kohlenäure bildet. Obgleich der durchschnittliche Gehalt der Luft an Kohlenäure nur etwa 4- bis 7 Zehntausendstel des Volumens beträgt, so wird das Gewicht des in der Atmosphäre schwebenden Kohlenstoffes doch auf etwa 60 Billionen Zentner geschätzt. Aller Kohlenstoff, der in den Pflanzen angehäuft wird, wird direct aus der Atmosphäre entnommen, und schon daraus kann man ersehen, welche ungeheure Menge dieses Elements von der Lebewelt verbraucht wird, daß jedes Quadratmeter Blattoberfläche durch die Hilfe des Chlorophylls und die Wirkung des Sonnenlichtes jährlich einen Liter Kohlenäure aus der Atmosphäre verbraucht und verarbeitet. —

Astronomisches.

— Ein neuer Komet. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: Wieder ist es dem fleißigen Kometenjäger Perrine auf der Licksternwarte auf dem Mount Hamilton in Californien gelungen, eines Kometen habhaft zu werden, der auf seiner Reise aus den Tiefen des Weltraumes um die Sonne der Erde sichtbar geworden ist. Der neue Himmelskörper ist einer der besseren Kometen und stellt sich zwar nicht dem ganz unbewaffneten Auge dar, aber es reicht doch schon die Hilfe eines Oeruglases hin, um das schwache Nebelwölkchen zu erkennen, das unter den Sternen seine noch unbekannte Straße zieht. In der Helligkeit eines Sternchens 6 1/2 Größe, umgeben von einer leuchtenden Arreole und einem kurzen Schweif, ist der Komet morgens nach 3 Uhr im Osten im Sternbilde des Pegasus zu finden, links von der kleinen Sterngruppe des Delphins und er bewegt sich weiter nach links und oben. Ueber eine etwaige Zunahme der Helligkeit, die den Kometen dem freien Auge sichtbar machen würde, kann erst eine genauere Untersuchung seiner Bahn in einigen Tagen Aufschluß geben. —

Technisches.

h. Die Herstellung metallener Hohlspiegel auf elektrolytischem Wege. Die Verwendung elektrischer Scheinwerfer erlangt immer weitere Verbreitung, besonders auch für die Schifffahrt. Für ewige Leuchtfeuer hat man bereits elektrische Beleuchtung eingeführt, und es ist zu hoffen, daß nach und nach noch viele folgen werden, weil die bedeutende Helligkeit des elektrischen Lichts gerade für Leuchtfeuer, die weithin sichtbar sein müssen, von großem Werth ist. Eine Schwierigkeit bei der Konstruktion elektrischer Scheinwerfer, deren Wirkung hauptsächlich von der Güte des zur Verwendung kommenden Hohlspiegels abhängig ist, liegt darin, daß die Metall-Hohlspiegel durch

die große Hitze des elektrischen Lichtbogens schon nach sehr kurzer Zeit matt werden, und dadurch natürlich ihre Wirkung einbüßen. Man hat oftmals den Versuch gemacht, gepreßte Metallhohlspiegel herzustellen, aber die Oberfläche derselben bleibt viel zu rau, um eine gute Wirkung zu erzielen; ebenso mißglückte die Herstellung gegoffener Metallhohlspiegel, weil die genügende Bearbeitung, also das Schleifen und Poliren der Spiegeloberfläche fast unmöglich war. Wie bei so vielen anderen Dingen, hat man auch hier mit Hilfe der Elektrizität eine leichte und einfache Methode zur Herstellung brauchbarer Metallhohlspiegel gefunden. Auf eine Glasform, deren erhabene Seite genau so geschliffen ist, wie der Hohlspiegel werden soll, wird eine dünne Silberschicht niedergeschlagen, die durch geeignete Bearbeitung polirt wird, und auf die dann eine starke Kupferschicht, ebenfalls auf elektrolytischem Wege, niedergeschlagen wird. Die Glasform mit den Metallüberzügen wird dann in heißes Wasser gelegt, wodurch sich die Metallschicht von dem Glas löst, und die nun einen vollendeten Hohlspiegel darstellt. Die silberne Innenseite desselben wird nun mit einem dünnen Ueberzug von Palladium versehen, das die Eigenschaft besitzt, selbst bei großer Hitze nicht matt zu werden. Die auf diese Weise hergestellten Hohlspiegel erfüllen alle Anforderungen, die man an sie stellen kann, vollkommen. —

Humoristisches.

— Münchener Scherzfrage. „Welche Aedensart fängt mit Zola an?“
„Zola Maß!“
— Verlockend. Sie: „Mit Freuden will ich Ihre Sorgen und Kümernisse theilen.“
Er: „Aber ich hab' ja keine.“
Sie: „Die kommen schon, wenn wir verheirathet sind.“ — („Jugend.“)
— Freuden der Geselligkeit. Der Hausherr (heimlich zu seiner Frau): „Wenn unsere Lucie sich nicht bald ans Klavier setzt, fürchte ich, daß die Torte nicht für alle reichen wird.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Luna (Westfalen) wurde ein Müllerrecht von einem Windmühlenflügel, auf dessen Stege er geklettert war, in die Luft geschleudert, als die Mühle sich plötzlich in Bewegung setzte. Er erlag den erlittenen Verletzungen. —
— In Lübben brannte die den Gebrüderu Großkopf gehörige „große Mühle“ mit allem Inhalt völlig nieder. —
— In einem Teich bei Grajewo wurde die Leiche einer Frau gefunden, die am Hals Strangulationsmale zeigte. Es stellte sich heraus, daß sie von ihrem Schwiegersohn, der sie auch schon früher gemißhandelt hatte, erwürgt war. —
— Mit seinem kaum 13jährigen Ladennädchen durchgebrannt ist ein Kaufmann in Ruda (Schlesien). —
— Ein Lehrer in Niederrhein mißhandelte ein Schulmädchen. Das Mädchen ist gestorben. —
— In Pasing bei München stieg ein Maler auf ein Fensterbrett und griff nach den am Fenster vorübergehenden Drähten einer elektrischen Leitung. Er konnte nicht wieder loskommen und hing fast 3 Minuten in der Luft, bis ihm Hilfe wurde. —
— In Wien hielt Hermann Bahr einen Vortrag über Delleo v. Siliencron. Der Keinertrag sollte dem Dichter zufallen. Siliencron bekommt aber wieder nichts. Der halbe Saal war leer, und die besetzten Plätze waren Freiplätze. —
— Die Genickstarre, die alljährlich in Krain Opfer fordert, trat in der letzten Zeit in Potoskova und Kotredesch epidemisch auf. Drei Personen sind bisher daran gestorben. —
— Ein Apotheker in Letenye (Ungarn) ging rauchend zu Bette und schlief ein, wobei die Zigarre auf die Kissen fiel und sie entzündete. Er verbrannte zusammen mit seinem Kinde. —
— Die Hungersnoth in Slavonien nimmt immer größere Dimensionen an. Die Regierungsorgane waren zunächst bemüht, die Nothlage abzuleugnen, müssen sie aber jetzt selbst zugeben. Der Obergespan ordnete Nothstandsbauten an. Die Vermögensgemeinde in Altgradiska hat 30000 Gulden votirt. Natürlich reichen diese Mittel nicht zu. Wie die Behörde ihren Aufgaben gerecht wird, zeigt folgender Vorkall: Ein Ausschuß in Brod an der Save wandte sich an die Komitatsbehörde, um die Genehmigung zu Sammlungen zu erlangen. Als er nach vierzehn Tagen noch keine Antwort erhalten hatte, wandte er sich telegraphisch an die Behörde und — erhielt den Bescheid, daß das Gesuch nur von zwei und nicht von zehn Personen zu unterschreiben sei. —
— In Schaffhausen gerieth ein Schlichtergeselle mit einem Meister, bei dem er Arbeit suchte, in einen Wortwechsel. Der Meister warf den Gesellen dabei so heftig zur Thüre hinaus, daß dieser einen Schädelbruch erlitt und bald darauf starb. —
— Eine Feuersbrunst zerstörte eine Benzinfabrik in einem Vorort von Brüssel. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 27. März.